

Die Kneipe als Generator emotionaler Erinnerungen

Reinhardt, Jan D.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reinhardt, J. D. (2006). Die Kneipe als Generator emotionaler Erinnerungen. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 30(2), 105-129. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-289278>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Jan D. Reinhardt

Die Kneipe als Generator emotionaler Erinnerungen

Der Aufsatz entwickelt eine primär soziologische und sozialpsychologische Perspektive auf die Kneipe als Erinnerungsraum. Die Kneipe wird dabei zunächst als Sozialraum und Affektive gesellschaftstheoretisch analysiert. Es werden daraufhin Überlegungen nicht nur dazu, wie sich individuelle Erinnerungen und Emotionen auf besondere Weise an diesen Ort ketten, angestellt, sondern auch im Hinblick darauf, wie sich die Erinnerungen von Individuen mit denjenigen ihrer Interaktionspartner in der Kneipensituation durch Kommunikation verknüpfen und vermischen. Einen Fokus bildet dabei das Konzept der personalen Identität. Schließlich wird die Analyse auf Prozesse der kollektiven Erinnerungsarbeit und ihre Bedeutung für kollektive Identitätskonstrukte ausgedehnt sowie ein Zusammenhang zwischen Kneipe und kulturellem Gedächtnis skizziert.

Schlüsselbegriffe: Kneipe, Erinnerung, Identität, kulturelles Gedächtnis, Kommunikation

And if you're in *The Crown* tonight, have a drink on me
But go easy ... step lightly ... stay free

(The Clash, Stay Free)

Als ich vor nicht allzu langer Zeit auf einen kurzen Besuch in meine Heimatstadt Krefeld zurückkehrte, hatte ich geplant, mich an einem Abend in meine frühere Stammkneipe »Doktor Flotte« zu begeben, um dort alte Freunde zu treffen und ein wenig in Jugenderinnerungen zu schwelgen. Dort, in einem mit dunklem Holz getäfelten Kneipenraum von nur etwa 30 qm mit dreieinhalb Tischen, der aber zu den besten Zeiten eine Unzahl von sich zusammenquetschenden mehr oder weniger jungen Leuten aufsof wie ein schwarzes Loch, waren wir in den Freistunden zum Kaffee

eingekehrt, hatten gewürfelt oder Karten gespielt und abends die ersten Altbiere getrunken sowie zaghafte bis entschlossene Kontakte zu Mädchen aufgenommen, später auch die Mädchen zaghafte bis entschlossene Kontakte zu uns, während aus dem Kassettenrekorder die *Dire Straits* tönnten. In besagter Kneipe wurden auch neue, gelegentlich schul- und generationenübergreifende Freundschaften geschlossen, andere gingen auseinander. Es spielten sich Eifersuchtsszenen und Beziehungskrisen ab, oder man suchte die Kneipe auf, um zumindest bei dem ebenso gutmütigen wie durchsetzungsfähigen Wirt ein offenes Ohr für allerlei Schwierigkeiten mit hartnäckig sich ihrer Realisation verweigernden Knabenmorgenblüenträumen zu finden. Auch als ich mich dem Jugendalter bereits entwachsen wähnte, war ich, wenn sich die Gelegenheit ergab, gerne »in die Flotte« eingekehrt, um bei einem Bier zu sitzen. Der Ort entwickelte eine seltsame Aura (im Sinne Benjamins), sobald ich meine Blicke über die an der Decke und den nicht getäfelten Stellen unsystematisch verteilten Zeitungsausschnitte, Kinoplakate und Emailschilder schweifen ließ, deren Patina über meine eigene Lebenszeit hinauszudeuten schien, und erinnernd Situationen und Personen aus meiner Jugendzeit ebenso unsystematisch auf mich einströmen ließ. Als ich nun bei meinem letzten Krefeldbesuch erfahren musste, dass die Kneipe hatte schließen müssen, wurde mir deutlich, dass der Ort für mich vor allem zum Erinnerungsraum geworden war, zu einer kleinen Zeitmaschine, die es mir über die Jahre hinweg ermöglicht hatte, immer gewisse Jugenderlebnisse in die Gegenwart zurückzubinden und mich dadurch berühren zu lassen. Schlagartig fühlte ich mich von einem Teil meiner Jugend bzw. den Erinnerungen daran abgeschnitten.

Dieser recht persönliche Erlebnisbericht gibt einen ersten Eindruck davon, was unter dem Schlagwort »Die Kneipe als Erinnerungsgenerator« verstanden werden könnte. Da die Literaturlage zu diesem recht speziellen Thema alles andere als berauschend ist, wird im Folgenden heuristisch vorgegangen und versucht, eine theoretische Perspektive auf das Phänomen zu gewinnen. Zu diesem Zwecke werden zunächst Überlegungen zur Kneipe als Sozialraum und Affektnische angestellt und gesellschaftstheoretisch eingebettet. Sodann werden Aspekte der philosophi-

schen, sozialpsychologischen, soziologischen und kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie mit der (im deutschsprachigen Raum nicht gerade ausufernden) soziologischen (zentral: Dröge & Krämer-Badoni, 1987) und historischen Kneipenforschung verknüpft (hier sind insbesondere die Arbeiten der Forschergruppe um Gerd Schwerhoff instruktiv).

In diesem Kontext wird zum einen der Sozialraum Kneipe – wie oben bereits angedeutet – mit individuellem Gedächtnis und personaler Identität in Verbindung gebracht, und zum anderen werden Überlegungen zum Verhältnis von Kneipen und kommunikativem Erinnern sowie kollektiven Identitätsmarkierungen angestellt. Dabei ist von vornherein zu berücksichtigen, dass individuelles und kollektives oder kulturelles Gedächtnis nicht unabhängig voneinander operieren – man denke z. B. an kulturelle Semantiken des individuell Gedächtniswürdigen (vgl. Hahn, 2000) oder an kommunikative Erinnerungshinweise, die individuelles Erinnern kanalisieren (vgl. Loftus & Palmer, 1974). Die Dimensionen können daher nur analytisch getrennt werden und ihre Vernetzung darf nicht aus den Augen verloren werden. Wenn »das Dasein des Dagewesenen im Jetzt entsteht« (vgl. Kierkegaard, 1843, S. 22), dann findet Erinnerung auch immer in dynamisch sich wandelnden bedeutungsgeladenen kulturellen Feldern statt. Ein solches Bedeutungs- und Deutungsfeld ist die Kneipe.

Vor diesem Hintergrund will ich nicht verschweigen, dass auch Erinnerungen an eigene Kneipenaufenthalte in die Analyse eingeflossen sind.

Die Kneipe als Sozialraum und Affektnische

Unter einer Kneipe soll hier ganz allgemein ein prinzipiell öffentlich, d. h. einem nicht von vornherein feststehenden und prinzipiell unabgeschlossenen Publikum zugänglicher Raum verstanden werden, der, auch wenn es Terrassen oder Ähnliches geben mag, örtlich vor allem in einem Gebäude situiert ist und in dem zu primär kommerziellen Zwecken Alkohol ausgeschenkt wird (Restaurants und Kaffeehäuser seien explizit ausgeschlossen). Die Kneipe ist zudem dadurch gekennzeichnet – und das macht sie von einem bloßen Ort zu einem Sozialraum (vgl. Dröge & Krä-

mer-Badoni, 1987; Löw, 2001) –, dass dort wie auch immer partikularistische Interaktionen, d. h. *Face-to-Face*-Kommunikationen zwischen den anwesenden Personen stattfinden (mindestens mit dem Kneipenpersonal wird in der Regel kommunikativer Kontakt aufgenommen) und sich entsprechende Interaktionsstrukturen und -ordnungen herausbilden.

Vorläufer der Kneipen oder Wirtshäuser (hier synonym verwendet) waren im

Frühen Mittelalter Einrichtungen wie Xenodochien, Hospize und Spitäler, in denen Arme und Kranke kostenlos versorgt wurden; dazu kamen Unterkünfte [...] für Pilger [...]. Eine zweite prominente Entwicklungslinie lässt sich andererseits mit der Entwicklung von Landgasthöfen ausmachen, die auf landesherrliche Privilegierung [z. B. bzgl. des Bierausschanks] zurückgehen (Rau & Schwerhoff, 2004, S. 28).

In dieser wurzelt auch die im späten Mittelalter weitgehend verbreitete Kommerzialisierung der ehemals christlich motivierten *Hospitalitas* (Gastfreundschaft). Obwohl mit Einschränkung männlichen Gästen vorbehalten (für ›ehrbare‹ unbegleitete Frauen verbot sich die Einkehr), war das frühneuzeitliche Wirtshaus ein zentraler Ort der dörflichen bzw. städtischen Kommunikation, der durch Polyfunktionalität gekennzeichnet war (vgl. Rau & Schwerhoff, 2004; Schwerhoff, 2005). Dieser polyfunktionale Charakter, der vielfältige Formen der Vergesellschaftung ermöglicht, hat sich bis heute erhalten: In Kneipen werden, wie eingangs angedeutet, bekanntschaftliche Kontakte geknüpft, gelegentlich gar Liebesbeziehungen angebahnt oder Konflikte ausgetragen; es werden zum Zeitvertreib oder um das Bezahlen der Zeche bzw. ›Runde‹ allerlei Spiele gespielt, Wetten (z. B. darüber, wer ›am meisten verträgt‹) abgeschlossen, es wird gelegentlich getanzt oder gesungen, es werden Neuigkeiten und Gerüchte ausgetauscht, politische und weltanschauliche Diskussionen geführt, manchmal Geschäftsvereinbarungen geschlossen, Geschäftsabschlüsse gefeiert oder betriebliche Weihnachtsfeiern abgehalten und freilich *auch* Alkohol getrunken. Das Sozialsystem Kneipe ist demnach durch funktionale Diffusität gekennzeichnet. Zudem sind die dort statt-

findenden Vergesellschaftungen an askriptiven Merkmalen (d. h. an direkt wahrnehmbaren Personeneigenschaften wie Aussehen, Kleidung oder Dialekt) orientiert und daher notwendig partikularistisch. Das dominante Ordnungsprinzip der modernen Gesellschaft ist dagegen nach gängiger soziologischer Ansicht die Ausdifferenzierung funktionsspezifischer Sonderbereiche der Kommunikation (vgl. Luhmann, 1997) mit universalistischen, an performativen Merkmalen orientierten Inklusionsbedingungen (z. B. Zeugnisse auf dem Arbeitsmarkt oder Eigentumsverhältnisse für ökonomische Transaktionen) (vgl. auch Parsons, 1960). So stellt die Kneipe neben den (Kern)Familien einen der wenigen gemeinschaftlichen Rückzugsbereiche in der modernen Gesellschaft dar.

Ebenso sind die modernen Funktionssysteme (wie Wirtschaft, Recht, Wissenschaft und Politik) und dort zu verortende Kommunikationen durch weitgehende Affektneutralität ausgezeichnet. Dem entspricht wiederum, dass alltägliche Interaktionen vermehrt unter der Bedingung generalisierter Fremdheit (vgl. Hahn, 1993) stattfinden und zudem mündliche Kommunikation vielerorts durch Schriftlichkeit und/oder Massenmedien substituiert wird. Vor dem Hintergrund der funktionalen Spezifikation der Teilsysteme steigt des Weiteren die Abhängigkeit der Teilsysteme untereinander (z. B. ist die Wirtschaft von wissenschaftlichen Entwicklungen abhängig, die Wissenschaft dagegen von Forschungsgeldern) und die der Gesamtgesellschaft von relativ reibungslosen Funktionsabläufen, da die Kolonisierung bzw. Steuerung einer Funktion durch eine andere gerade unter Bedingungen der Globalisierung nicht mehr funktioniert (wie z. B. die Zuweisung von Ressourcen durch die Politik im ›real existierenden Sozialismus‹). Für den Einzelnen bedeutet dies einerseits eine Verlängerung der Interdependenzketten, in die er eingebunden ist, und damit eine insbesondere durch religiöse Semantiken (vgl. Hahn, 1986) vorbereitete Internalisierung von Fremdkontrolle (vgl. Elias, 1939). Die daraus sich ergebende permanent individuell notwendige und sozial eingeforderte Affektkontrolle bedarf aber andererseits der Möglichkeit der Entlastung und Kompensation durch so genannte Affektnischen. Dies sind sozial (z. B. Familie), räumlich (z. B. Kneipe), zeitlich (z. B. abends) und sachlich (z. B. Legalität von Alkohol, nicht aber

Cannabis) begrenzte Situationen, in denen Affektäußerungen partiell und bis zu einem gewissen Grade zugelassen sind. Hier kommt dann auch der Alkohol ins Spiel (vgl. Legnaro, 1981; Reinhardt, 2005a), dessen vor allem Angst hemmende und damit auch die Äußerung anderer Affekte enthemmende Wirkung bereits Platon bekannt war, der das Bewahren rationaler Übersicht trotz Einnahme des Trankes, der mutig macht, als Tugendtest in den *Nomoi* diskutiert.

Eine in weiten Bereichen unstrukturierte Ambivalenz gegenüber dem Alkoholgenuss, wie sie Antike und Mittelalter kennzeichnete, muss von der modernen Gesellschaft – will sie von den korrespondierenden Entlastungseffekten der Individuen und ebenso von steuerlichen Einnahmen profitieren und zugleich eine kriminelle Unterwanderung (siehe Prohibition) verhindern – in eine strukturierte Ambivalenz überführt werden. Dies geschieht – im Übrigen semantisch gedeckt durch die Transformation der Degenerationstheorie des Alkoholismus in ein medizinisch-genetisches Modell (vgl. Reinhardt, 2005a) – durch die bereits erwähnte situationale Begrenzung des Alkoholkonsums. Was die affektive Wirkung des Alkohols angeht, so ist die Kneipe jedenfalls *der* Prototyp einer Affektnische. Ihr Vorteil für den Einzelnen und die Gesellschaft ist zudem, dass der Trinkende zwar der Kontrolle und Sanktionierung durch mehr oder weniger Gleichgesinnte und einen vielleicht gar nüchternen Wirt ausgesetzt ist, der allgemeinen Sichtbarkeit aber weithin entzogen bleibt.²

Der Alkohol ist aber nicht der einzige Faktor, der die Kneipe zu einem Sozialraum macht, in dem Emotionen zum Ausdruck gebracht werden und affektive Beziehungen (sei es Verbrüderung, sei es Streit) entstehen. Wenn man bedenkt, dass Alkohol auch zu Hause getrunken werden kann, ist sicherlich Dröge und Krämer-Badoni in der Hinsicht zuzustimmen, »dass der Alkoholkonsum als solcher gegenüber den Geselligkeitsbedürfnissen von Kneipenbesuchern eine relativ untergeordnete Rolle spielt« (1987, S. 30). Die Geselligkeit, die in Kneipen vorgefunden werden kann, besitzt – neben der latenten sozialen Funktion der Reproduktion und Dynamisierung kultureller Milieus in sozialen Nahbereichen (vgl. ebd.) – einen ganz unmittelbaren Wert für den einzelnen Kneipengänger, für den sich der Kneipenbesuch von vielen anderen modernen,

eher vereinzelnden Freizeitaktivitäten (insbesondere den Massenmedien) unterscheidet.

In Sozialpsychologie und Soziologie gilt es seit den Werken von Charles H. Cooley und George H. Mead als geradezu paradigmatisch, dass Identität ohne Alterität, d. h. ohne den Anderen, nicht zu haben ist. Der Einzelne bedarf kultureller und sozialer Entwürfe (Mead spricht bekanntlich von »me«) signifikanter und generalisierter Anderer, um Perspektiven auf sein Selbst zu entwickeln und Identitätsentwürfe zu fabricieren, die dann wiederum der Bestätigung durch Andere harren. Die funktionale Differenzierung der modernen Gesellschaft, die dramatisch gesteigerte räumliche und soziale Mobilität und die parallel laufende Verallgemeinerung der Erfahrung, Fremden zu begegnen und fremd zu sein, transformiert vormoderne Inklusionsindividualität – die Zugehörigkeit zu genau einem Stand, einer Familie in einem Dorf mit permanenter Identitätsbestätigung durch signifikante Andere, die ein Individuum zeitlebens kennen, usw. – in Exklusionsindividualität (vgl. Luhmann, 1989). Das Individuum verliert seinen sozialen Ort, kommt in multiplen Rollen in den verschiedensten Breichen der Gesellschaft personal quasi mehrfach vor. Aus partizipativer Identität werden gleichsam »partizipative Identitäten« (Hahn, 1997a). Dadurch wird Identität in der Moderne prekär und es ist wenig verwunderlich, dass die Identitätsthematik erst in der frühen Neuzeit von John Locke als philosophisches Problem exponiert wird. Erst das moderne Individuum ist permanent von »Identitätsdiffusion« (Erikson, 1956) bedroht. Aber mit der »unstrukturierten Reflexionslast« (Luhmann, 1989), die dadurch entsteht, dass es nunmehr dem Individuum überlassen bleibt, verschiedene, eventuell inkompatible Rollenidentitäten zu einer Gesamtidentität zu verdichten, ist es nicht getan. Zudem bewirkt ein Zusammenschweißen von Genie- und Subjektsemantik³ (vgl. Bohn, 2003), dass Individualität nunmehr paradoxerweise als steigerbar begriffen wird: Man kann und soll nun individueller sein als andere – man bedenke, dass *individuum*, das Ciceros Übersetzung für Demokrits *atomon* (ἄτομον) ist, nichts anderes bedeutet als »das Unteilbare« und in der Vormoderne selbstverständlich auf jede Person, jedes Tier usw. angewandt werden konnte. Selbst wenn man unter diesen Be-

dingungen – z. B. in Orientierung an den Massenmedien (vgl. Reinhardt, 2006) teils für besonders individuell gehaltenes Personal kopierend, teils das Kopierte vermeintlich idiosynkratisch kombinierend – sich die eigene Individualität und Identitätssynthese ›zusammenzubasteln‹ vermag, bedarf es noch der Abstützung in Interaktionszusammenhängen, der Bestätigung und vielleicht Modifikation durch signifikante Andere. Dass mit dem Gelingen oder Scheitern der Selbstvergewisserung mit Hilfe der alter Egos für das Individuum hochbedeutsame und wiederum sozial wirksame Emotionen wie Eigenliebe/Selbsthass, Selbstsicherheit/-unsicherheit, um nur einige Extreme zu nennen, verbunden sind, ist kaum zu übersehen.

Auch hier scheint die Kneipe gewissermaßen ein Idealraum zu sein, ist sie doch irgendwo zwischen der Intimität von Familienbeziehungen, die die Identitätsbestätigung zu sehr unter Glaubwürdigkeits- und Generalisierungsvorbehalte geraten lässt (z. B. wird von Ehefrauen geradezu erwartet, dass sie ihre Ehemänner für attraktiv, intelligent usw. halten und umgekehrt), und der Neutralität der Funktionssysteme angesiedelt, die sich nur für partielle Aspekte des Individuums interessieren (als Rechtsperson, Konsument usw.). Auch macht die Polyfunktionalität des Kneipenraums das soziale Testen von Identitätswürfen in mehreren Bereichen zugleich möglich. Und schon die Wahl einer bestimmten Kneipe (z. B. Arbeiterkneipe, Szenekneipe usw.) kann als Identitätssignal interpretiert werden. Freilich ist das Experimentieren mit und das Austarieren von verschiedenen Formen der Selbstpräsentationen und -thematisierung im Kneipenraum viel flexibler möglich als in anderen Sozialbereichen. Bis zu einem gewissen Grade stellt der Alkohol eine geradezu perfekte Enttäuschungserklärung für das Scheitern von Selbstdarstellungen dar, deren Verbindlichkeit von vornherein nicht so stark gewichtet wird wie in vielen anderen Lebensbereichen. Zudem werden die Techniken der Selbstinszenierung hier nicht nur angewandt, sondern auch permanent in Kommunikation thematisiert, indem man über sich, insbesondere aber auch über andere Personen redet, Nachrichten über Bekannte und deren Lebensschicksale austauscht und interpretiert, die man eben nicht in den Massenmedien erfahren kann: »[I]n der gegenseitigen Abstimmung von

Lebenserfahrungen, Ereignisinterpretationen und Erwartungshaltungen liegen Momente, die weit über die Kneipensituation hinausreichen: denn diese kollektiven Verständigungsprozesse bilden zugleich Schnittpunkte individueller Biographien und sozialer Lebenszusammenhänge« (Dröge & Krämer-Badoni, 1987, S. 63f.).

Dennoch sind Identitätswürfe auch im Sozialraum Kneipe mit seinen internen Markierungen von Zugehörigkeiten und Distinktionen permanent gefährdet. Die Möglichkeit der Bestätigung beinhaltet zugleich diejenige der Verweigerung von Identitätsbehauptungen und der Zuschreibung negativer Identität bzw. Stigmatisierung (vgl. Goffman, 1963). Im Scheitern von Selbstinszenierungen und vermeintlichen negativen Identitätszumutungen liegt daher wohl auch das größte Konfliktpotential der Kneipensituation⁴. Gerade die Kombination von Selbstdarstellung und -thematisierung mit der Gefahr, von anderen nicht das Erwartete zurückgespiegelt zu bekommen, trägt – wohlmöglich in Interaktion mit dem Alkoholkonsum – zur emotionalen Besetzung des Kneipenraums bei.

Was hat das nun mit Gedächtnis und Erinnerung zu tun? Im Folgenden wird versucht, diesen Faden ausgehend von individuellen Erinnerungen und ihrer Beziehung zu personalen Identitätskonstruktionen und -gefühlen aufzunehmen. Daraufhin soll er über die Bedeutung der Erinnerungen der Anderen in der Kneipensituation für individuelle Identität bis hin zu kollektivem Erinnern und kollektiven Identitätsfeststellungen fortgesponnen werden.

Die Kneipe als Biographiegenerator I – individuelles Erinnern und personale Identität

Wenn hier von individuellem Erinnern die Rede sein soll, dann ist damit keineswegs gemeint, dass es eine Klasse von Erinnerungen gibt, die ausschließlich den Idiosynkrasien individuellen Bewusstseins entspringen. Vielmehr sind Erinnerungen angesprochen, die im Bewusstsein als individuelle erlebt werden – gemeinhin wird hier von episodischem Gedächtnis gesprochen –, d. h. man erinnert sich daran, innerhalb eines mehr oder

weniger bestimmten vergangenen Zeitraums an mehr oder weniger bestimmten Orten Zeuge gewisser Ereignisse gewesen zu sein, Erlebnisse gehabt oder Handlungen ausgeführt zu haben. Was überhaupt memoriert wird, hängt dabei freilich immer auch von sozialen Relevanzdifferenzen des Gedächtniswürdigen ab (den ersten Kuss in einer Beziehung sollte man z. B. memorieren, den zehnten dagegen nicht unbedingt); und auch ganz konkrete Erinnerungen werden in und durch Situationen und situative Elemente ausgelöst, die mit sozialem Sinn aufgeladen sind. Nicht zuletzt richten sich die Erinnerungen von Individuen und viele gerade derjenigen, die emotionale Qualität besitzen, auf andere Personen, die dort thematisch werden (z. B. die Eltern, die erste Liebe, Feindschaften usw.). Dennoch soll hier von individuellem Erinnern gesprochen werden, wenn Gedächtnisbildungs- und Erinnerungsprozesse primär intrapersonal zugeschrieben werden.

Dass personale Identität ohne derartiges Gedächtnis nicht zu haben ist, hatten bereits John Locke und insbesondere David Hume bemerkt:

Da uns allein das Gedächtnis mit [dem Gefühl] der Fortdauer und zeitlichen Ausdehnung unserer aufeinanderfolgenden Wahrnehmungen versorgt, muss es daher als hauptsächliche Quelle persönlicher Identität angesehen werden. Hätten wir kein Gedächtnis, hätten wir nicht die leiseste Idee von der Verursachung [unseren aktuellen Erlebens durch vorangegangenes], noch von der Kette von Abläufen, die unserer Selbst bzw. unsere Person hervorbringen (1738, I.iv.6, S. 247; Übersetzung J. R.).

Was wir nun aber ganz konkret aus der Vielzahl der Erlebnisse, die wir haben, überhaupt erinnern können, ergibt sich nicht aus dem Leben selbst, sondern wird durch soziale und dadurch angeregte individuelle Selektionsmechanismen bestimmt. Hierdurch werden individuelle Lebensverläufe in ihrer unüberschaubaren Mannigfaltigkeit zu Biographien verdichtet. Entsprechend kann man in der Soziologie Institutionen, die die biographische Gedächtnisbildung sowie das biographische Erinnern selektiv anleiern und strukturieren, mit einem Terminus von Alois Hahn (1988) »Biographiegeneratoren« nennen.

Ein solcher Biographiegenerator ist, so eine meiner Thesen, auch die Kneipe.

Betrachten wir hier zunächst nur die Mechanismen, die die Erzeugung individueller Gedächtnisbestände und individuell zugeschriebene Erinnerungen mit ebenso individuellen Kontinuitätserlebnissen anschieben.

Zunächst sprechen die Affektladung des Kneipenraums und das dort stattfindende emotional besetzte Interaktionsgeschehen, um das es oben bereits ging, und das von ernsthaften Streitigkeiten bis hin zu der Anbahnung von Liebesbeziehungen reicht, dafür, dass entsprechende konkrete Erlebnisse besser und mit einer höheren Wahrscheinlichkeit memoriert werden als Ereignisse, die in affektiv-neutralen Sozialräumen stattfinden.

Obgleich Emotionen nicht unabhängig von sozialen Situationen sind, sich häufig auf andere Personen beziehen und in einem gewissen Umfang sogar sozial erwartet werden, scheinen individuell erlebte Empfindungen gerade die bereits mehrfach erwähnten sozialen Relevanzsemantiken des Erinnerns zu umgehen, ja umzukehren, entziehen sie sich doch offenbar gerade der individuellen und sozialen Manipulierbarkeit und werden daher mit einem Authentizitätsbonus versehen (vgl. dazu wie zum Folgenden: Assmann, 1999, S. 251ff.). Das emotionale Erleben von Ereignissen scheint die Gedächtniswürdigkeit aus sich heraus zu produzieren, die dann ganz individuell zugeschrieben wird, individualisiert (ein moderner Identitätswert!) und so einen Geruch von Authentizität bekommt. Das kann freilich gerade dazu führen, dass in der affektiven Situation von Kneipenräumen und womöglich unter Alkoholeinfluss Handlungen ausgeführt *und* memoriert werden, an die man sich später am Liebsten nicht mehr erinnern *will*. Gewinnt die Verfügungsgewalt der außerhalb der Gastwirtschaft normativ erwarteten Affektkontrolle wieder überhand, bleibt das Gefühl der Peinlichkeit, was zunächst gerade dazu führt, dass die Ausgangssituation wider Willen erneut in das Gedächtnis »eingekerbt« wird. Hiervon wird an anderer Stelle weiter zu sprechen sein.

Die Kneipe ist aber nicht nur ein hervorragender Raum für die Bildung emotionaler Erinnerungen, sondern ebenso ein Ort, der die vielfältigsten Auslöserhinweise für ein unwillkürliches und emotionales Erin-

nen bereithält. Neben wiederkehrenden Interaktionssituationen und bekannten Personen im Sozialraum Kneipe ist hier vor allem die synästhetische Qualität des Ortes selbst gemeint, die von der Einrichtung und Dekoration über das angeregte Gemurmel der anderen, die klirrenden Gläser und eventuell musikalische Untermalung, die Struktur des Thekenholzes, den Geschmack der Getränke bis hin zu dem kneipentypischen Geruchsgemisch aus Rauch und Alkohol reicht. Somit ist der Ort Kneipe nicht nur visuell, sondern auch akustisch, taktil, geschmacklich und olfaktorisch wahrnehmbar. An alle diese Wahrnehmungsfelder und die verschiedensten Kombinationen können sich Erinnerungen heften, die in der Kneipe oder anderswo spielen, dort aber jedenfalls unwillkürlich abgerufen werden.

Die Kneipe ist also ein Feld für die »memoires involontaire«, denen Marcel Proust, in seinem Romanzyklus *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* so großes emotionales Gewicht zugesprochen hatte (siehe dazu den Beitrag von K. Reinhardt in diesem Heft). Gerade das fremdreferenzielle Verbuchen von Erinnerungsauslösern, erlaubt es dem Bewusstsein gegenüber selbstreferenziellen Anstrengungen, sich von seinen Erinnerungen überraschen und emotional erfassen zu lassen. Die auslösenden Sinneswahrnehmungen erzeugen gleichsam ein »Mitschwingen des Leibes als Generator sinnlicher Evidenz« (Hahn, 1997b, S. 484). Gerade in diesem unentflechtbaren Komplex von Erinnerung und Emotion wird nicht nur das Glaubwürdigkeitserlebnis der Erinnerung (vgl. Assmann, 1999, S. 252) gesteigert, sondern auch vor allen Dingen die Kontinuität der eigenen personalen Identität gefühlt und eben nicht bloß abstrakt konstruiert. Der Verlust synästhetischer Erinnerungsqualitäten und deren Ersatz durch ›bloß‹ intellektuelles Erinnern als kognitives Wissen um die eigene Vergangenheit scheint für Proust dann auch eine der schlimmsten Formen des Vergessens zu sein, wohl weil hier selbst das Vergessen noch erinnert wird (vgl. auch Augustinus, *Confessiones*, X, 16, 24). Dieses impliziert nämlich den emotionalen Tod eines vergangenen Selbst und damit Identitätsverlust auf der Zeitdimension (vgl. Hahn, 1989, S. 471ff.).

Neben solchen individuellen Erinnerungen *in* der Kneipe sind ferner Erinnerungen *an* die Kneipe zu erwähnen, die mit jenen freilich ver-

knüpft sein können, wie in meinem anfänglichen Erlebnisbericht geschildert. Vladimir Nabokov beschreibt in seiner Erzählung *Stadtführer Berlin* (1925) eine ähnliche Szene, in der er seinen Erzähler in einer Kneipe das Kind des Wirtsehepaares beobachten lässt⁵:

Was immer ihm [dem Kind] im Leben auch zustoßen wird, immer wird es sich an dieses Bild erinnern, das es aus dem kleinen Zimmer, wo es seine Suppe bekam, in seiner Kindheit Tag für Tag sah. Immer wird es sich an den Billardtisch erinnern und an den abendlichen Gast, der seine Jacke abgelegt hatte und den spitzen weißen Ellbogen nach hinten streckte, wenn er mit seiner Queue auf die Kugel zielte, und an den blauen Zigarrenqualm, den Lärm der Stimmen, meinen leeren rechten Ärmel und mein narbenbedecktes Gesicht und den Vater hinter der Theke, der mir ein Bier zapft. ›Ich begreife nicht, was du da siehst‹, sagt mein Freund und wendet sich wieder mir zu. Ja, was auch. Wie kann ich ihm begreiflich machen, dass ich jemandes künftige Erinnerungen geschaut habe?

Die Kneipe als Erinnerungsgegenstand kann, wie uns die Erzählung suggeriert, also gewissermaßen zu einem Symbol für einen gesamten vergangenen Lebensabschnitt (z. B. die Jugendzeit), aber auch für einzelne bedeutsame biographische Ereignisse (z. B. das erste Rendezvous mit einer späteren Geliebten) werden. Sie kann dann auch aufgesucht werden, um Kontinuitätserlebnisse, erinnerte Gefühle und Erinnerungsgefühle in Bezug auf jenen Abschnitt oder dieses Ereignis zu produzieren. Dabei können erinnerte Gefühle und Erinnerungsgefühle durchaus auseinanderdriften, so dass man vergangene Trauer mit Freude oder vergangene Freude mit Trauer empfinden kann (vgl. Augustinus, *Confessiones*, X, 14, 21). Es stellen sich gleichsam Mischgefühle wie Melancholie ein, die gerade unter Alkoholeinfluss als besonders überwältigende Vermittlungsinstanzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart wahrgenommen werden können, und gelegentlich dazu führen, dass der eine oder andere anfangs fröhliche und gesellige Kneipenbesucher am Ende des Abends allein und

still an der Theke sitzt, »making love to his tonic and gin« (Billy Joel, *piano man*).

Schließlich sei noch eine ganz andere Form der individuellen Erinnerung an das Kneipengeschehen genannt, die unter erheblichem Alkoholeinfluss durchaus passieren kann und wegen des damit verbundenen Diskontinuitätserlebnisses personaler Identität ganz besonders peinlich ist: die Erinnerung daran, sich nicht mehr erinnern zu können. Aber hier kommen zum Glück oder Unglück die anderen ins Spiel.

Die Kneipe als Biographiegenerator II – die Erinnerung der anderen und personale Identität

Aber nicht nur im Falle des ›Stopfens‹ von Gedächtnislücken gewinnen die Erinnerungen anderer eine große Bedeutung. Sie haben in einem viel allgemeineren Sinne eine gewichtige Funktion für individuelle Erinnerungen und personale Identität. Immer bewahren nämlich auch andere Erinnerungen an die eigene Person, die sie unter anderem in der Kommunikation zum Thema machen. So werden dem Individuum einerseits Konsistenzprüfungen der eigenen und fremden Erinnerungen nahe gelegt, andererseits werden ihm narrative Strukturen angeboten und wird es partiell von eigenen Selektionsleistungen des biographisch Relevanten entlastet. So mischen sich wegen der permanenten Teilhabe von Menschen an Kommunikationssystemen stets die Erinnerungen eines Individuums mit den Erinnerungen der anderen an seine Person, was soweit gehen kann, dass es schließlich glaubt, die Erinnerungen des anderen seien ihm aus eigenen Mitteln erwachsen.

Eindrucksvoll zeigen dies die sozialpsychologischen Forschungen zu *falschen Erinnerungen* (*false memory beliefs*) des Forscherkreises um Elisabeth Loftus. Loftus und Jacquie Pickrell (1995) war es beispielsweise möglich, Personen mit Hilfe von deren Familien kommunikativ Erinnerungen an Ereignisse zu induzieren, die definitiv nicht stattgefunden hatten. Es wurde zum Beispiel suggeriert, die Person sei als Kind in einem Einkaufszentrum verloren gegangen und schließlich von einer unbekannteren Frau der Mutter wieder zugeführt worden, worauf die Probanden

eigene Erinnerungsbilder generierten und etwa das Aussehen der unbekannteren Frau beschrieben.

In der Kneipe nehmen die Erinnerungen der anderen nun einen breiten Raum ein und sind in ihrer emotionalen Bedeutung nicht zu unterschätzen. Zunächst ist hier anzuführen, dass es für den Kneipenbesucher einen bedeutsamen Unterschied machen kann, ob man oder ob man sich nicht an seine Person erinnert. Die Erinnerung der anderen ist hier Voraussetzung dafür, dass überhaupt längerfristige soziale Beziehungen etabliert werden können. Großes Gewicht mag an dieser Stelle die Erinnerung des Wirtes haben, die es gestattet, zum Stammgast (siehe Dröge & Krämer-Badoni, 1987, S. 237ff.) zu werden und, indem beispielsweise angeschrieben werden kann, damit verbundene Privilegien zu genießen. Das Stammgastsein suggeriert darüber hinaus Zugehörigkeit bzw. *partizipative Identität* (Hahn, 1997a). Ferner unterscheidet es von anderen Besuchern, denen dann nicht selten gewisse, in der sonstigen sozialen Realität nicht weiter verbürgte Überlegenheitsgefühle entgegengebracht werden.

Aber nicht nur in dieser simplen Hinsicht kommen die Erinnerungen der anderen zum Zuge. Sicher kann man z. B. an der »Bar unprüfbare Stories erzählen« (Luhmann, 1991), aber sofern man kein einmaliger Kneipenbesucher ist, sollte man auf deren Konsistenz achten. Die Erinnerungen der anderen verpflichten demgemäß zur konsistenten Selbstpräsentation und konfrontieren den Erzähler andernfalls oft mit gewichtigen Sanktionen. Und nicht zuletzt werden in der Kneipe auch Stories über die Stammgäste erzählt, die sich diese, ob wahr oder nicht, notgedrungen zu Eigen machen müssen, da sich die anderen daran orientieren und ständig den entsprechenden Spiegel vorhalten.

Ebenso werden biographische Erlebnisse permanent zum Thema von Kneipengesprächen gemacht und von den anderen kommentiert und eventuell laienpersönlichkeitstheoretisch interpretiert (etwa »Du lässt Dich halt immer von Deiner Frau unterbuttern«) oder parallelisiert (»Mir ist da neulich was ganz Ähnliches passiert« oder »Ich sage mir bei so was immer«). Zudem präsentieren die alter Egos eigene Lebensereignisse. Wiederum werden auf diese Weise soziale Relevanzsemantiken des

Biographiewürdigen gleichsam reimprägniert, aber auch modifiziert, Gewichte gegenüber anderen Alltagskontexten werden verschoben, bildliche, olfaktorische usw. Erinnerungen in narrative Form gebracht und durch Sprache stabilisiert (vgl. Assmann, 1999, S. 250), ja ganz allgemein werden ständig narrative Strukturen für Erinnerungen angeboten. So werden eigene Erfahrungen mit fremden nicht nur verwoben, sondern Erinnerungen werden gar kommunikativ ausgehandelt, personale Identität im Kneipenraum stets sozial aufs Neue konstruiert.

Schließlich seien noch die bereits erwähnten Peinlichkeiten aufgeführt, die vielleicht mit den am Ende des letzten Abschnitts genannten alkoholbedingten Amnesien oder Schräglagen von Selbsteinschätzungen zusammenhängen können. Auch sie werden durch die Erinnerungen der anderen aufgehoben, allzu gern vor allem Dritten gegenüber möglichst ausführlich und mit einem großen Grade an Zudichtungen geschildert und so wider den Willen des Subjekts zementiert, aber auch modifiziert. Denn längerfristig geschieht auf diese Art häufig etwas Merkwürdiges mit dem ursprünglichen Gefühl der Peinlichkeit: Es wird distanziert und in eine Anekdote umgedeutet, über die man lachen oder auf die man gar stolz sein mag, die aber jedenfalls die individuelle Peinlichkeit in einen Individualisierungsgewinn einerseits und in ein Symbol für die Kneipenclique und die individuelle Zugehörigkeit andererseits transformiert. Bevor ich mich nun dem damit zusammenhängenden Komplex des kollektiven Erinnerns und der kollektiven Identität zuwende, sei ein kurzer Einschub gestattet, der einige Überlegungen zu körperlichen Erinnerungen bzw. zum Habitus skizziert.

Die Kneipe als Habitusgenerator – körperliches Erinnern und personale Identität

Unter einem Habitus versteht man in der Soziologie spätestens seit der bahnbrechenden Arbeit von Pierre Bourdieu (1979) über den Geschmack einen über milieuspezifische Sozialisation erworbenen subjektiv unbewussten Komplex körperlicher Verhaltensmuster (etwa Körperhaltung, Gestik, Dialekt), Wahrnehmungsschemata und damit zusammenhängen-

der kognitiver Mechanismen (z. B. Ekel vor bestimmten Speisen, Vorurteile). Habitus determinieren Individuen nicht, wohl aber begrenzen sie im weitesten Sinne Möglichkeiten des Wahrnehmens und des Wahrgenommenwerdens. Der Habitus ist damit für Bourdieu ein soziales Prinzip, das gleichzeitig individuelle Praxis strukturiert bzw. kanalisiert und gleichsam subkutan mit sozialem Sinn durchwebt. Damit ist er das theoretische Bindeglied zwischen gesellschaftlicher Struktur und individuellem Verhalten. Man kann auch von *einverleibten* Erinnerungen sprechen (vgl. Bourdieu, 1997, S. 177ff.).

Was Kneipen angeht, so scheinen die durch derartige Habitus gezogenen Grenzen schon darin auf, welche Kneipen von bestimmten Personengruppen aufgesucht und insbesondere wiederaufgesucht werden. Sicherlich wird die individuelle Motivation, welches konkrete Wirtshaus besucht wird, häufig von Bekannten abhängen, die dort ebenfalls verkehren. Selten werden Personen aber dauerhaft solche Kneipen frequentieren, deren Dekoration, Stimmung (z. B. Musik) und Besucher ihnen missfallen. Demnach stellen die Kneipen sozusagen soziale Spiegelungen des doch oft für allzu subjektiv gehaltenen Geschmacks ihrer Besucher dar und stabilisieren ihn durch permanentes Wiedersehen. Auf diese Art, aber auch über Inklusions- und Exklusionsregeln, die die Kompatibilität neuer Gäste mit den kneipenspezifischen Interaktionsstrukturen spürbar werden lassen, und gegebenenfalls mehr oder weniger subtile Exklusionsmechanismen (wie allzu lautes Lästern über den neuen Gast, demonstratives Wegrücken des Stuhls usw.), wird schnell deutlich, wer in den sozialen Rahmen passt und wer nicht. Damit ergibt sich quasi automatisch eine relative »soziale Homogenität von Gaststätten« (Dröge & Krämer-Badoni, 1987, S. 74) und wird der öffentliche Raum Kneipe in eine habituspezifische Teilöffentlichkeit gewandelt. Somit wird milieuspezifischer Geschmack nicht nur durch den Ort, sondern auch in den Interaktionen der Kneipengänger permanent angeglichen und verhärtet. Eben solches gilt für die Weltansichten, Probleme, Ängste und Lüste der Teilnehmer am Interaktionssystem Kneipe, deren Realität und Wichtigkeit sie sich wechselseitig versichern, während Alternativen systematisch ausgeblendet werden. Ja, durch die Aushandlungsprozesse um die Lebenssichten der

Beteiligten werden bestimmte Externalisierungen zu Objektivationen umgeformt, die schließlich fraglos internalisiert werden. Auch deswegen kann die Kneipe zweifelsohne als soziale Institution (vgl. den entsprechenden Begriff bei Berger & Luckmann, 1966) und Habitusgenerator angesehen werden.

Nicht vergessen werden darf dabei allerdings, dass durch das dauernde Reden über und Kritisieren von Personen und das relativ gefahrlose wie häufig experimentelle Wechselspiel von Selbstdarstellung und Fremdspiegelung einverlebte Erinnerungen der sozialen Herkunft auch zur Bewusstwerdung gebracht und damit wieder formbar werden, freilich nur insofern es der Kneipenhabitus erlaubt.

Alles in allem dürften aber die habitusbestätigenden, -verstärkenden und -homogenisierenden Eigenschaften die Gaststätten und die dortigen Interaktionen dominieren, so dass ein Gefühl des Zuhause-seins und des kollektiven ›Wir‹ entsteht, dem der folgende Abschnitt gewidmet sei.

Kollektives Erinnern und kollektive Identität des Kneipenpublikums

Der Begriff des kollektiven Gedächtnisses stammt bekanntlich von Maurice Halbwachs (1950). Dieser hatte darunter – vereinfacht gesprochen – einer Gruppe von Individuen gemeinsame Gedächtnisinhalte verstanden, die z. B. aufeinander abgestimmtes Erinnern und die Wiederholung kooperativer Verhaltensweisen wie Rituale ermöglichen und somit ein Mehr als die Summe der Einzelbewusstseine implizieren (vgl. auch Assmann, 1992, S. 37). Dominant ist diese Gedächtnisform in schriftlosen Gesellschaften.

In dem hier diskutierten Zusammenhang interessiert allerdings weniger, ob sich Gedächtnisse von Individuen tatsächlich empirisch (partiell) decken, sondern vielmehr, dass derartige Als-ob-Vorstellungen kommunikativ (re-)produziert werden. Das kann auch geschehen, indem durch die Teilhabe an Kommunikation individuelle Gedächtnisse auf einer tiefer liegenden Ebene aufeinander abgestimmt werden, sodass zum Beispiel das gemeinsame Singen eines Liedes gelingt, welches aber niemand der

beteiligten Sänger und Sängerinnen alleine reproduzieren könnte. Auf solche und ähnliche Weise können wiederum Gefühle und daran sich anschließende kognitive und kommunikative Unterstellungen kollektiver Identitäten erzeugt werden. Insofern soll hier auch nicht von kollektivem Gedächtnis, sondern von kollektivem Erinnern die Rede sein. Es geht darum, dass in und durch die *Face-to-Face*-Kommunikation im Kneipenraum geteilte und/oder komplementäre Erinnerungen kollektiv hergestellt, suggeriert und eventuell generalisiert werden, wodurch eine Schließung gegenüber anderen sozialen Gruppen vollzogen wird, und sich ein emotionales Bewusstsein kollektiver Identität einstellt.

Die Habitushomogenität der Kneipensituation bietet hierfür einen äußerst günstigen Nährboden. Es bedarf aber noch weiterer Mechanismen, damit Merkmalsgruppen zu sozialen Gruppen bzw. Gruppen an sich zu Gruppen für sich werden, um Marx an dieser Stelle zu paraphrasieren. Zunächst wird in der Gaststätte fortlaufend die interaktive Gegenwart in gemeinsam erlebte Vergangenheit umgeformt, über die gesprochen wird, und um die herum sich kommunikativ dargestellte bzw. von Alois Hahn (2000) so genannte deiktische Erinnerungen (abgeleitet vom Altgriechischen δεικνύμι, deichnymi: zeigen, darstellen) herauskristallisieren. Es genügt dann ein Hinweis wie »Wisst ihr noch der Peter ...« und alle Beteiligten lachen, ganz unabhängig davon, was für Erinnerungsbilder tatsächlich in ihren Bewusstseinen auftauchen. Derartige deiktische Erinnerungen machen auch die oben bereits angeführten Anekdoten zu starken Gemeinschaftssymbolen.

Entsprechende Muster kann man schon im Kleinen bei einzelnen Trink- oder Zechgruppen (im Mittelalter sprach man von Gelage; vgl. Schwerhoff, 2005) beobachten. Die Kommunikation wie der Alkohol hinterlassen ihre Spuren: Mit Kurzverweisen, Neologismen und *running gags*, eingespielten Sticheleien usw. wird auf zuvor Erlebtes und Gesagtes gedeutet; und einem erst einige Zeit später dazugekommenen Kumpan wird es oft schwer fallen, sich in die Gruppe noch einzufinden.⁶

Darüber hinaus wirkt in der Kneipe noch ein weiterer wichtiger Gemeinsinn und Solidarität stiftender Mechanismus. Ähnlich wie in dem bekannten *two-step-flow of communication*-Modell, auf das Lazarsfeld,

Berelson und Gaudet (1944) eher zufällig stießen, wird nicht allzu selten eine Auswahl von aus den Massenmedien bekannten politischen Themen und Argumenten in der Gaststätte diskutiert. Dabei ist hier weniger wichtig, ob es dabei so genannte Meinungsführer gibt, sondern dass die Diskutanten am laufenden Bande persönliche Problemlagen in die politischen Erörterungen einbetten, Kausalzusammenhänge zu etablieren suchen usw. Die Homogenität des Kneipenmilieus und seiner Probleme erleichtert dabei nicht unerheblich deren Politisierung. Individuelle Ursachen und Zusammenhänge werden zugunsten kollektiver ausgeblendet. Es entsteht ein Gefühl von und Bereitschaft zur Solidarität. Dabei sind die Schuldigen, spätestens wenn der Alkohol für das bereits sprichwörtliche Stammtischniveau gesorgt hat, schnell ausgemacht, nämlich diejenigen, die sich garantiert niemals in das Kneipengeschehen verirren: z. B. Spitzenpolitiker, Topmanager und leider allzu oft auch Ausländer.

Es bleibt ein diffuses Wir-Gefühl und zumeist verhindern Alkohol und Gemütlichkeit (zum Glück) das Umschwenken politischer Diskussion in Agitation. Nichtsdestotrotz wurde gerade diese Gefahr in allen Zeiten gesehen. Nicht umsonst nannte sich die Koalition zur Durchsetzung der Prohibition in den USA im 20. Jahrhundert *anti-saloon-league* (vgl. Gusfield, 1963). »Die neue Ideologie erklärte, dass zwei besonders verwerfliche Institutionen unbedingt verschwinden müßten: die Destillier-Industrie, die als eine eminent mächtige und korrupte Kraft bezeichnet wurde, und die Kneipen [saloons; J. R.] [...], wo Arbeiterklasse und Immigranten zum Trinken zusammenkämen« (Levine, 1978, S. 128). Und tatsächlich hatten laut Thompson (1999) Gasthäuser bei der Amerikanischen Revolution keine unerhebliche Rolle gespielt.

Die Kneipe und das kulturelle Gedächtnis

Es ist ersichtlich, dass an dieser Stelle der Kulturbegriff nicht diskutiert werden kann. Es sei nur soviel gesagt: Der hier verwendete Begriff des kulturellen Gedächtnisses ist nicht deckungsgleich mit demjenigen von Aleida und Jan Assmann, die es von einem kommunikativen Gedächtnis unterscheiden, was unglücklicherweise den Eindruck erwecken kann,

dass Kultur und Kommunikation *nicht* untrennbar miteinander verwoben wären (vgl. dazu wie zu Folgendem: Reinhardt, 2005b). Ich möchte mich hier dem kulturellen Gedächtnis vielmehr mit Niklas Luhmann (1995) von einer Seite her nähern, die Kultur zunächst als Semantik auffasst, als einen erst in der Moderne entstandenen Begriff, der ein generelles Vergleichsinteresse von Lebensformen in einer klein gewordenen Welt repräsentiert, und somit die eigene Kultur von Völkern, Nationen usw. als solche erst sichtbar macht bzw. konstruiert. Vor diesem Hintergrund kann die Kultursemantik allerdings nachhaltig soziale Grenzen ziehen, wie sie etwa in dem neueren Unwort ›Leitkultur‹ aufleuchten.

Die Hinweise, die ich hier zum Schluss zu der Bedeutung von Kneipen für das kulturelle Gedächtnis geben will, sind allerdings weitaus harmloserer Natur.

Einmal erscheint die Kneipe, da sie in ihren Ursprüngen im nordeuropäischen und nordamerikanischen Raum anzusiedeln ist und dort auch heute noch ihre größte Verbreitung findet, als ein Ausdruck für eben diesen Kulturraum, den sie in diesem Vergleichsgesichtspunkt gegenüber anderen Kulturzusammenhängen schließt.

Zudem verweisen zumindest die Traditionskneipen mit ihren Vertäfelungen, Holzschnitten, Wappen, altertümlichen Bierhumpen usw. auf eine vermeintliche Kontinuität der (zumeist national oder regional gedachten) Kulturgeschichte und erzeugen in dem Besucher diffuse Empfindungen eines Eingebettetheits in einen weit hinter die eigene Lebensspanne zurückreichenden Kulturzusammenhang.

Schließlich wird der zugegebenermaßen nicht zu überschätzende Beitrag des Kneipenphänomens für die Konstruktion eines Kulturzusammenhangs dadurch bestärkt, dass auch nationale Geschichtsschreibung und Literatur bestimmte Ereignisse in Kneipen verorten. Das bekannteste Beispiel ist wohl Auerbachs Keller, aber in der um die Ecke meiner Wohnung gelegenen Stammkneipe von Sven Regeners *Herrn Lehmann* lässt sich auch ein gewisser touristischer Andrang beobachten. Ebenso kennt die neuere Zeitgeschichte ihre Anekdoten um die Kneipen, die so mancher Politiker gar symbolisch und massenmedial einzusetzen vermag. So

berichtete der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder 1998 der ZEIT von seinem Rütteln an den Stäben des Kanzleramts:

Wir kamen von der ›Provinz‹, diese Kneipe lag gegenüber dem Kanzleramt. In der ›Provinz‹ trafen sich Grüne, die gerade ins Parlament gekommen waren, mit jüngeren SPD-Abgeordneten. Wir waren jung. Die Sache mit dem Zaun des Kanzleramts war mehr ein Spaß. Erst nach meinem Erfolg in Niedersachsen entstand der ernsthafte Gedanke, das Kanzleramt anzustreben (O.V., 2005).

Wie lange das kulturelle Gedächtnis diese Anekdote noch bewahren mag, sei hier dahingestellt. Sicher ist, dass so mancher Provinzfürst wie so mancher Kneipengänger auch in Zukunft noch symbolisch am Zaun des Kanzleramtes rütteln wird.

► Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz ist meinem Freund und akademischen Lehrer Alois Hahn gewidmet, der mit mir schon in der einen oder anderen Kneipe so manche soziologische Idee ausgeheckt hat.
- 2 So erschien auch bereits der spätmittelalterlichen Obrigkeit das Wirtshaus als ein besserer, weil leichter zu kontrollierender Ort für gesellige Zusammenkünfte als das Privathaus oder so genannte Schlupfwinkel, in denen Gott weiß was für Garstigkeiten geplant werden konnten (vgl. Tlusty, 2004).
- 3 Während in der Vormoderne das Genie als perfekter Nachahmer der Natur vorgestellt wurde, geht die moderne Geniesemantik davon aus, dass das Genie eine völlig neuartige Sicht auf die Dinge und damit sich selbst als Genie allererst erzeugt. Der Prototyp ist etwa für die Literatur Shakespeare, der mit den aristotelischen Einheiten von Ort, Handlung und Zeit bricht, der passende Mythos ist Prometheus (man denke an Goethes Gedicht). Diese Idee wird im Laufe der Zeit auf alle Subjekte übertragen (z. B. in der Leibniz'schen Monadentheorie oder bei Nietzsche). Der Gegensatz Masse-Genie wird zum Gegensatz Masse-Individuum.
- 4 Nicht umsonst speist sich beinahe das gesamte historische Wissen um das mittelalterliche Wirtshaus aus Gerichtsakten (vgl. Schwerhoff, 2005).
- 5 Für den Hinweis auf diesen Text danke ich Karoline Tschuggnall.
- 6 Für diesen Hinweis danke ich Jürgen Neffe.

► Literatur

Assmann, Aleida (1999). *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C. H. Beck.

Assmann, Jan (1992). *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C. H. Beck.

Augustinus (ca. 397). *Confessiones – Bekenntnisse*. Frankfurt am Main & Leipzig: Insel.

Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1966). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.

Bohn, Cornelia (2003). Individuen und Personen. Vom Inklusionsindividuum zum Exklusionsindividuum. In Jörg Huber (Hrsg.), *Interventionen 12: Person/Schauplatz* (S. 161-181). Zürich: Edition Voldemeer.

Bourdieu, Pierre (1979). *Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1997). *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dröge, Franz & Krämer-Badoni, Thomas (1987). *Die Kneipe. Zur Soziologie einer Kulturform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Elias, Norbert (1939). *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bände*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Erikson, Erik H. (1956). Das Problem der Ich-Identität. In ders., *Identität und Lebenszyklus* (S. 123-211). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goffman, Erving (1963). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gusfield, Joseph R. (1963). *The symbolic crusade. Status politics and the American Temperance Movement*. Urbana & Chicago: University of Illinois Press.

Halbwachs, Maurice (1950). *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart: Ferdinand Enke.

Hahn, Alois (1986). Differenzierung, Zivilisationsprozess, Religion. Aspekte einer Theorie der Moderne. In Friedhelm Neidhardt, M. Rainer Lepsius & Johannes Weiß (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft* (S. 214-231). (= Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie)

Hahn, Alois (1988). Biographie und Lebenslauf. In ders., *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie* (S. 97-115). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Hahn, Alois (1989). Autothematisierung bei Proust. In ders., *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie* (S. 463-474). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hahn, Alois (1993). Identität und Nation in Europa. *Berliner Journal für Soziologie*, 3, 193-203.
- Hahn, Alois (1997a). Partizipative Identitäten. In ders., *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie* (S. 13-80). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hahn, Alois (1997b). Proust und der erkenntnistheoretische Konstruktivismus. In ders., *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie* (S. 475-487). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hahn, Alois (2000). Inszenierung der Erinnerung. *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie*, 9, 21-42.
- Hume, David (1738). *A treatise on human nature. 2 Volumes*. London 1968.
- Kierkegaard, Sören (1843). *Die Wiederholung*. Hamburg: Meiner.
- Lazarsfeld, Paul F., Berelson, Bernard & Gaudet, Hazel (1944). *The people's choice. How the voter makes up his mind in a presidential campaign*. New York & London: Columbia University Press.
- Legnaro, Aldo (1981). Alkoholkonsum und Verhaltenskontrolle – Bedeutungswandel zwischen Mittelalter und Neuzeit. In Gisela Vögler (Hrsg.), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich. Materialienband zu einer Ausstellung des Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde der Stadt Köln vom 7. August bis zum 11. Oktober 1981* (S. 86-97). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Levine, Harry G. (1978/1981). Die Entdeckung der Sucht – Wandel der Vorstellungen über Trunkenheit in Nordamerika. In Gisela Vögler (Hrsg.), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich. Materialienband zu einer Ausstellung des Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde der Stadt Köln vom 7. August bis zum 11. Oktober 1981* (S. 118-125). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Löw, Martina (2001). *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Loftus, Elisabeth F. & Palmer, John C. (1974). Reconstruction of automobile destruction. An example of the interaction between language and memory. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 13, 585-589.
- Loftus, Elisabeth F. & Pickrell, Jacquie E. (1995). The formation of false memories. *Psychiatric Annals*, 25, 720-725.
- Luhmann, Niklas (1989). Individuum, Individualität, Individualismus. In ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Band 3: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft* (S. 149-258). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas (1991). Die Form »Person«. In ders., *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch* (S. 142-154). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1995). Kultur als historischer Begriff. In ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Band 4: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft* (S. 31-54). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bände*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nabokov, Vladimir (1925). *Stadtführer Berlin*. Stuttgart: Reclam.
- O.V. (2005). *Das war Rot-Grün: R wie Rein, ich will da*. Online-Publikation. <http://www.faz.net/s/Rub117C535CDF414415BB243B181B8B60AE/Doc-E4F89B2A7238949058A908BCC4FE34AF7~ATpl~Ecommon~Scontent.html> [Zugriff am 30.9.2005].
- Parsons, Talcott (1960). Pattern variables revisited: A response to Robert Dubin. *American Sociological Review*, 25, 467-483.
- Rau, Susanne & Schwerhoff, Gerd (2004). Öffentliche Räume in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu Themen und Leitbegriffen eines Forschungsfeldes. In Susanne Rau & Gerd Schwerhoff (Hrsg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Neuzeit* (S. 11-52). Köln: Böhlau.
- Reinhardt, Jan D. (2005a). *Alkohol und soziale Kontrolle. Gedanken zu einer Soziologie des Alkoholismus*. Würzburg: Ergon.
- Reinhardt, Jan D. (2005b). *Niklas Luhmanns Systemtheorie interkulturell gelesen*. Nordhausen: Traugott Bautz.
- Reinhardt, Jan D. (2006). *Identität, Kommunikation und Massenmedien*. Würzburg: Ergon.
- Schwerhoff, Gerd (2005). Das Gelage. Institutionelle Ordnungsarrangements und Machtkämpfe im frühneuzeitlichen Wirtshaus. In Gert Melville (Hrsg.), *Das Sichtbare und das Unsichtbare der Macht. Institutionelle Prozesse in Antike, Mittelalter und Neuzeit* (S. 159-178). Köln: Böhlau.
- Thompson, Peter (1999). *Rum, punch and revolution. Taverngoing and public life in eighteenth-century Philadelphia*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Thlusty, B. Ann (2004). »Privat« oder »öffentlich«? Das Wirtshaus in der deutschen Stadt des 16. und 17. Jahrhunderts. In Susanne Rau & Gerd Schwerhoff (Hrsg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Neuzeit* (S. 53-73). Köln: Böhlau.